

Hausblätter für das Volk.

Verleger und verantwortlicher Redacteur: Pfarrer Dr. J. Wiß in Breslau.

N. 46.

Mittwoch, den 8. Juni 1864.

II. Jahrgang.

Die Breslauer Hausblätter erscheinen jeden Mittwoch und Sonnabend, und sind durch die Kgl. Post-Anstalten für 14 Sgr., Breslau durch die Colporteur in's Haus gebracht für 12 Sgr. und in den Commanditen für 10 Sgr. pro Quartal zu haben. Inserate werden bei einer Auflage von über 2870 Exemplaren mit 1½ Sgr. für die gespaltene Petit-Zeile oder deren Raum berechnet und in der Expedition, Universitätsplatz Nr. 16, angenommen.

[Stand der Welthandel.] In der Prozedur gegen die Gebrüder Kerßenbrod wegen Mißbilligung des Duells ist besonders auffällig die Inquisition über die Gesinnung der zwei Brüder, welche in keiner Weise in diesen Handel verwickelt waren. Die ganze Geschichte macht außerordentliches Aufsehen und allgemein fast ist die Sympathie für die drei Officiere. Das „M. J.“ schreibt: „Der verstorbene König Friedrich Wilhelm III. dachte in der Beziehung sehr streng, das Duell fand bei ihm nie Schutz. Er sah die Tapferkeit und Ehrenhaftigkeit eines Offiziers in ganz anderen Dingen, als in einer Kauferei, welche oft aus den leichtfertigen Veranlassungen entsteht, zu muthwilligem Blutvergießen führt und manche Familien in Trauer versetzt. Soll das aufgeklärte Preußen, mit seiner neuen Aera, im Angesichte der Civilisation und mit seinen eigenen Gesetzen im Widerspruch, ein Vorurtheil aufrecht erhalten, das keineswegs der Tapferkeit, sondern nur der Raufsucht und dem Krakehl zu Statten kommt? Das ist nicht möglich! Die drei Brüder, die ehrenwerthen Grafen haben der Barbarei eine Schlacht geliefert, die in ihren moralischen Folgen der Düppeler nicht nachsteht. So etwas war aber auch nur bei Katholiken und bei einer katholischen Gesinnung möglich. Es ist ein glänzendes Gegenstück zu dem Siege unserer barmherzigen Schwestern und der katholischen Begeisterung und Opferwilligkeit in Schleswig-Holstein, die sich zwar im Duell nicht raust, allein ohne Bedenken in den Tod geht, wenn Pflicht und Gewissen es gebieten.“ In einem Verbot dieser barbarischen Kauferei, womit man die „Ehre“ retten soll, sie aber nach allen vernünftigen und christlichen Begriffen eben so gut befiehlt, als wenn sich zwei Leute mit Knütteln wund oder tödtlich schlagen, welches die Regenten der Niederlande am 27. Februar 1610 ausgeben ließen, heißt es im Eingang sehr wahr und bezeichnend: „Da Wir zu Unserem großen Leidwesen und Mißbehagen täglich und je länger desto mehr erfahren, daß unter andern Vossheiten und Ungeregeltheiten, welche der lang andauernde Krieg und das böse Beispiel vieler Nachbarn als eine ansteckende Krankheit in diese Unsere Land und Provinzen eingebracht hat, die ungöttliche und vermalebte Gewohnheit der Herausforderung zum Zweikampf unter

der Form des Duells sich befinde, wodurch die Menschen unter falschem Scheine von Ehre und unter dem Vorwande, sich selber wegen einer vermeinten Injurie oder einer Uneinigkeit, die meistens nichts zu bedeuten hat, Recht zu verschaffen, einander fordern, um Hand gegen Hand im Duell zu sechten und wie wahnsinnige Menschen, alle redliche Pflicht vergebend, sich zu tödten und zu morden, und das alles zur großen Verschmähung und Verachtung aller göttlichen und weltlichen Rechte und auch zum Nachtheile Unserer h. christlichen Religion, wodurch der gerechtfertigte Zorn Gottes erweckt und mehr und mehr auf Uns und Unsere Lande gezogen wird; — sie lassen sich dazu durch die Eingebungen des bösen Feindes des Menschengeschlechts und durch eine große Rachgier und falsche Meinung verführen und gründen auf eine trotzigte Hoffart, indem sie vermeinen, auf diese Weise sich desto mehr Furcht und Achtung zu verschaffen, — deshalb wollen Wir mit redlichen und geeigneten Mitteln diese verfluchten und schändlichen Gewohnheiten, welche ganz und gar gegen das Bekenntniß und den Namen von Christen streiten, ausrotten zur Entlastung Unseres Gewissens vor Gott dem Allmächtigen, und zur gemeinen Ruhe und Seligkeit Unserer Unterthanen, und geben nach Anhörung Unseres Staats- und Geheimen Rathes folgendes ewige Edict: (Folgt das Verbot.)

Bischöfswahlen sind heut zu Tage ein Ereigniß. In Preußen war der Sitz zu Trier erledigt. Das Domcapitel hat am 1. Juni den Abt Bonifaz Haneberg in München zum Bischof für diese Diözese gewählt, und wurde derselbe, nachdem der kgl. Bevollmächtigte, Hr. Graf v. Boos-Waldeck, von der Wahl Kenntniß genommen hatte, in der Domkirche feierlich proklamirt. Der Gewählte ist geboren im J. 1816 in einem Weiler der Pfarrei Lenzfried bei Kempten in Baiern; er studirte zu Kempten und München Hebräisch, Arabisch, Persisch, Sanskrit und das Chinesische, gewann durch Lösung einer Preisfrage 1839 den Doctorgrad der Theologie, wurde Priester und Privatdocent zu München, im J. 1840 außerordentlicher und 1844 ordentlicher Professor für alttestamentliche Exegese und biblisch-orientalische Sprachen. Nebenbei versah er verschiedene andere Aemter, namentlich das des

Universitätspredigers, sowie das des Religionslehrers der jetzigen Kaiserin von Oesterreich. Er wurde 1848 Mitglied der Akademie der Wissenschaften und rettete sich aus einem Wirbel der verschiedenartigsten Geschäfte, indem er 1850 in das Benedictinerkloster zum hl. Bonifaz als erster Novize eintrat, seine Stellung als Lehrer an der Universität aber beibehielt. Im J. 1854 wurde er durch einstimmige Wahl der Capitularen Abt seines Klosters. Seine zahlreichen Schriften find in der gelehrten Welt von hohem Ansehen.

In Kreisen, welche dem **Münchener** Hofe nahestehen, erzählt man sich Folgendes: „Kurz vor dem Antritte seiner Reise nach Palästina hatte Abt Haneberg Audienz bei dem Könige Mar. Im Verlaufe des Gesprächs äußerte der König in ganz überraschender Weise den Wunsch, aus der Feder des Abtes „Worte zum Troste eines Sterbenden“ zu erhalten. Abt Haneberg versprach den Wunsch zu erfüllen, fand aber während seines kurzen Aufenthaltes in München keine Zeit mehr dazu und gedachte des königlichen Begehrens erst in den stillen Räumen eines österreichischen Klosters, in welchen er auf seiner Palästinafahrt mehrtägige Rast hielt. Dort löste er sein Versprechen und am 6. März d. J., einem Sonntage, gelangten seine „Worte zum Troste eines Sterbenden“ in die Hände des Königs. Dieser begann noch an demselben Tage die Lesung, theilte der Königin den Inhalt mit und versicherte, Trost und Erhebung aus der empfangenen Schrift geschöpft zu haben. Auch im Laufe der nächsten Tage las der König wiederholt die „Worte zum Troste eines Sterbenden“ — und schon am nächsten Donnerstage, den 10. März, weinte Baierns tiefbetrübtes Volk an dem Sarge seines geliebten, zu früh heimgegangenen, unvergeßlichen Königs Mar.“ Wir haben diese interessante Mittheilung dem „Bair. Courier“ nachgezählt.

Während sich die britische Politik durch ihre Persidie auszeichnet und endlich allgemeine Verurtheilung findet, nachdem diese Persidie nicht mehr bloß Italien und dem Papst, sondern jetzt vorzüglich Deutschland in's Fleisch schneidet, excelliren die reisenden Engländer bekanntlich durch Imperpetinenz und Flegelhaftigkeit. So neuerdings in **Wien**. Als die große Frohnleichnamsp procession, bei welcher der Cardinal Nauher das Allerheiligste trug und der Kaiser mit sämtlichen Erzherzogen folgten, in gewohnter Pracht über den sogenannten Graben zog, fand dort ein Insulaner-Bengel, wie Leo diese Sorte von Engländern sehr treffend bezeichnet, zum allgemeinen Aergerniß des Volks sich nicht bewogen, seinen Dadel vom Kopf zu ziehen. Man machte jedoch mit selbigem Individuum, das ein englischer Sprachlehrer ist, nicht viel Federlesens, sondern er wurde sofort arreirt und wird nun auf Grund des Strafgesetzes wegen Beleidigung einer vom Staat anerkannten Religion vom Strafgericht abgewandelt werden. Bis jetzt hört man noch nicht, daß der englische Gesandte sich um ihn angenommen hätte, was ihm auch schwerlich helfen würde.

Aus **Friedericia**, 15. Mai, schreibt man: Ein eigenthümliches, wehmüthig stimmendes Schauspiel bietet sich seit Donnerstags auf dem Anlegeplatz der Dampfschiffe am kleinen

Belt dar; man kann sich der Nührung nicht enthalten, wenn man die Einwohner, Männer und Frauen, Greise und Kinder in den kleinen Bötten von Fühnen herüberkommen sieht. Einige führen ihre Habseligkeiten, die sie auf Führen geborgen hatten, mit sich; andere, denen dazu die Sorge um ihr Leben keine Zeit ließ, hoffen in ihren Wohnungen doch noch Etwas von ihrer Habe wiederzufinden, eilig steigen sie an's Land und stürmen in die Stadt hinein; aber wohl die Wenigsten, ja wohl Niemand findet, was er suchte. Die Schränke sind ausgeräumt, die Thüren erbrochen und aus den Angeln gehoben, Tische und Stühle zerklagen. Auf dem Boden liegen die Scherben der Spiegel und des Geschirres, dazwischen Papierseken und Lumpen. Manches Ehepaar habe ich so stehen sehen, mit thränenden Augen diese Trümmer seiner Habe anstarrend. Die abziehenden Dänen haben Alles zusammengerafft, was sich zusammenraffen ließ, und entschuldigten sich damit, es sei besser, wenn es ihnen, als den Feinden in die Hände falle.

Während die Civilcommissäre von **Schleswig** die Unterdrückungsgefeße gegen die Katholiken daselbst außer Cours gesetzt, haben die Bundescommissäre in **Holstein** sich noch nicht gerührt, was um so schmächtlicher, als dieses ein deutsches Bundesland, wo die unterdrückende Behandlung der Katholiken erst gar gegen Recht und Gesetz ist. Ein Holsteiner in der „A. Ztg.“ vertröstet auf die Zukunft, wenn er sagt: „Möge doch die katholische Bevölkerung Deutschlands sich von uns feindlichen Stimmen nicht bethören lassen! Möge sie überzeugt sein, daß mit dem Aufhören der Dänenherrschaft bei uns, mit der Anerkennung unseres Herzogs und unseres Staatsgrundgesetzes auch der Augenblick gekommen sein wird, in welchem die katholische Kirche auch bei uns so frei aufathmen darf, wie in irgend einem andern Lande der Welt!“

Während die Bresl. Morgenszeitung dem hl. Vater nur noch zwei Monate Lebensfrist zubillirt, wovon schon wieder einige Wochen verflossen, seit sie's aus **Rom** gehört, lauten die Nachrichten über sein Befinden gut, sogar besser, als die über das des Königs „Ehrenmann“, der an der Festsucht leiden soll. Aufsehen erregte lechlich in Rom die Arretirung eines Agenten der Revolution, der sich als Franziskaner verkleidet in Rom eingeschlichen hatte. Die Polizei bekam rechtzeitig Wind. Das würdige Subjekt trug unter dem ehrwürdigen Ordenskleide den vollständigen Anzug eines Laien, und seine Taschen waren vollgepfropft von Säckelchen, die sowohl ihm als auch seinen rührigen Meistern und Brotgebern nicht geringe Verlegenheit bereiten. Natürlich wurde der edle Senbottens flugs in einen Convent von Seinesgleichen gebracht, und die Klausur, deren er sich jetzt erfreut, soll nichts zu wünschen übrig lassen. Ein anderer Agent gleichen Kalibers, der jüngst nach Rom gekommen, hatte das Malheur in eine Krankheit zu verfallen, noch ehe er sich seiner herrlichen Mission entledigen konnte. Als die Gensdarmen in das Spital kamen, ihm ihre Theilnahme zu bezeugen, war der Gele bereits eine Leiche. Aber seine Hinterlassenschaft, die natürlich den Wächtern der öffentlichen Sicherheit als den legitimen

Erben in die Hände fiel, soll keineswegs unbeträchtlich sein. Es befinden sich darunter seine Correspondenzen, saubere Listen, hübsche Pläne nach dem Principe der Arbeitstheilung u. dgl. m. Man sieht, daß die römische Polizei, während die Revolution alle heimlichen Nebel in Bewegung setzt, nicht auf ihren Ohren liegt und schnarcht. — Aus einer einzigen Provinz Italiens, notabene noch: aus einer, die damit nicht das geringste Aufsehen macht, und in der sich kein Journal eigens mit der Sammlung befaßt, sind neulich nicht weniger als 80,000 Lire an Peterspennigen eingelaufen.

Garibaldi, der nach der „Times“ den Kopf eines Hais haben soll, hat den dänischen Weibern, die ihn beadrest hatten, folgende seinem „Kopf“ alle Ehre machende Antwort gegeben. „Caprera, 13. Mai 1864. Geehrteste Frauen! Ihr bedürft nicht erfolgloser Wünsche, sondern der Thaten, um Euer hochherziges Volk in seinem Kampf gegen die mit dem gleißnerischen Mantel des Rechts verhüllte Anmaßung (Deutschlands) aufrecht zu erhalten, und ich kann mit dem besten Willen der Welt Euch dennoch nichts anderes schiden, als Wünsche, und den Nationen, die an der Spitze des Fortschritts marschiren (wie Dänemark!), nochmals ein anderes heroisches Brudervolk vor die Augen führen, welches der Despotismus zertritt und hinschlachtet. Ja, edle Frauen, ich bin bei Euch mit dem Herzen, und wenn ich die Mühligkeiten mit Euren tapfern Vertheidigern nicht zu theilen im Stande bin, so ist es nicht meine Schuld. Ein Kämpfer für die Sache der Völker kann ich zwischen dem Deutschen und dem Dänen keinen Unterschied machen, und ich hätte sicher nicht in Euren Reihen den langen Lebensrest, der mir bleibt, gegen die deutsche Nation eingesetzt, sondern gegen den Unterdrücker meines Landes; ich hätte gern gegen diese besetzten Schlächter gekämpft, die unter der Anrufung des Gottes der Schlachten die Völker zur gegenseitigen Zerfleischung auf das Blutfeld heßen, welches sie ein Feld des Ruhmes nennen. Alle Nationen sympathisiren mit Euch und nicht am wenigsten die große Nation, die ich stolz bin besucht zu haben. Aber was hilft es? Während das herzlose Lied der Diplomatie uns mit einem Waffenstillstand einschläumert, fließt das Blut in Strömen und die Hinschlachtung eines tapferen Volkes wird zur ewigen Schande der andern Völker auf barbarische Weise vollzogen. Wenn Ihr gegen unsern hundertjährigen Feind kämpft, wie Ihr es thut, so will es nicht viel heißen, wenn wir sagen, daß wir im Geiste bei Euch sind. Ich hoffe jedoch, daß die Schande unserer Knechtschaft uns bald dazu bringe, auch mit dem Arm bei Euch zu sein. Lebt wohl, Ihr Frauen einer Helbennation! Für das Leben Euer G. Garibaldi.“ So der Liebling der Fortschrittspartei. Hat die „Times“ Recht? Uebrigens scheint der „berühmte Kopf“ gleichbegabte Freunde zu haben; denn in London hielten die französischen Republikaner an ihn eine Ansprache, wenn es u. a. hieß: „O du unvergleichlicher Held, du Held der Helden, du hast gerufen: es lebe der König! und er sandte dir eine Kugel in das Bein; du riefest: es leben die Lords! und sie vertrieben dich. Ruhe jetzt: es lebe der einzige

Lord, der wahre König, das Volk! Und glaube uns, du wirst weiser, mächtiger und größer sein als Washington selbst. Der amerikanische Befreier hat nur eine Republik gestiftet, während du uns helfen wirst, deren wenigstens zwei zu stiften, oder besser auch nur Eine, nämlich die große europäische. Die Vorherfassung wird in Erfüllung gehen: Europa wird ganz republikanisch sein. Garibaldi! Washington! Lafayette! Die europäische Republik!“ O du unvergleichlicher — Unsinn! Es scheint wirklich, als ob die republikanischen Liebhabeereien überall denselben Effect hätten und der Verblöhmung günstig wären. In Athen wurden einst die gescheiterten Köpfe ostrazirt, um durch die Mittelmäßigkeit der Republik das Leben zu erhalten. In Frankreich schlachtete die Republik sogar schon alle vernünftigen und tugendhaften Menschen, weil sie ihr gefährlich schienen, wie dem Schelm die Polizei; in der Republik Amerika regiert die Mittelmäßigkeit und Wissenschaft und Kunst sind dort ein seltener Vogel; in der Schweizer Republik ist auf geistigem Gebiet eine große Dürre. Kurz: die Republiken erzeugen die wenigsten großen Staatsmänner, Gelehrten, Künstler, und vertragen am besten die Mittelmäßigkeit, die sich spreizt von Volkessgnaden, wie der alte Knabe auf Caprera.

Napoleon III. und Marshall Pelissier.

Die großen Verdienste, schrieb über den am 22. Mai d. J. verstorbenen Pelissier die N. W. Ztg. bei seinem Abgang nach Algier, wo der Aufstand entbrannt ist, welche sich der „Maurawien Frankreichs“ um das Kaiserreich durch seine außerordentliche Energie und unerbittliche Strenge erworben hat, bewirkten, daß der Kaiser gegen dieses gefügige und fast willenlose Werkzeug seines Regimes für dessen zahllose Schwächen, welche einem jeden Andern den jähen Sturz von der hohen Stellung gekostet hätten, Nachsicht walten ließ. In der Hand dieses Mannes liegt nun eine Provinz, welche, von den Flammen des Aufstands verheert, dem thatendurftigen Marshall Gelegenheit geben wird, seinen bluttrickenden Lorbeeren frische Blätter beizuflechten. Man erwartet stündlich Sieges-Bulletins von jenseits des Meeres, denn sicheren Nachrichten zufolge hat sich der Marshall bereits „an die Spitze der Truppen gestellt, deren Aufgabe es ist, das Land zu beruhigen.“

Marshall Pelissier, der sich dieser seiner Aufgabe mit der fast sichern Aussicht auf Erfolg unterzieht, ist seit mehreren Jahren von einer Geistesstörung befallen, welche ihn zwar nicht thatenunfähig macht, aber ihn auch nicht selten eine seines hohen Berufes unwürdige und traurig-komische Rolle spielen läßt. In der Londoner hohen Gesellschaft weiß man von der Zeit her, da er daselbst die französische Majestät repräsentirte, manches Geschichtchen zu erzählen, welches mit der Würde eines Gesandten nicht im Einklange steht. Der Kaiser rief den ceremonienfeindlichen Herzog zurück und wies ihm seinen Platz bei den Babylen Afrika's an. In Algier wird sich die schöne Welt nicht derart entsetzen, wie die hochblonden Ladies, wenn es dem Marshall belieben sollte, einst in lose geschürzten Beinkleidern und im Hemde im Salon zu erscheinen, denn selbst Emire gehen baar-

fuß; und wenn der eiserne Herzog in Gesellschaft physischen Nothwendigkeiten mitunter etwas zu sehr auf Kosten des guten Tones nachgiebt, so wird darob keine arabische Lady in Ohnmacht fallen. Bekanntlich erscheint in Algier keine „Times“, der Herzog ist daher auch nicht einer Versuchung ausgesetzt, wie ihn eine solche in London besiel. Als nämlich eines Tages — es war in jener Zeit, da die öffentliche Meinung in England auf den „guten Freund“ der Königin sehr häufig bitterböse wurde — die „Times“ dem Erwählten von Frankreich echt englische Grobheiten sagte, ließ der Marschall tausend Exemplare des Cityblattes austausen, die er sodann in seinem Palaste zu Downing-Street des Feuertodes sterben ließ. Zwar heulten die unschuldigen Blätter nicht unter Todesmarkern, wie die 1500 Araber, die er einst in einer Höhle lebendig räuchern ließ, nachdem er sie allerdings mehrmals zur Uebergabe aufgefordert und die er nicht hinter sich lassen zu dürfen meinte, aber der aufsteigende Rauch lockte die Feuerwehr herbei, welche zu spät kam, um auch nur einen Sprossen der öffentlichen Meinung Englands vom Feuertode zu retten. Von Ruß geschwärzt, verließ der Herzog seinen Palast, um in frischer Luft den Groll über englische Pressfreiheit zu verschmausen, nicht ohne vorher nach Paris telegraphirt zu haben: „Sire! Tausend sind verbrannt, noch mehr sind übrig; befehlen Sie, ich werde kein Erbarmen haben.“ In den Tuilerien verursachte die mysteriöse Botschaft Schrecken. „Wer sind die Tausend?“ lautete die Anfrage. Der Herzog ließ nicht lange auf die Antwort warten und dem Kaiser fiel ein Stein vom Herzen.

Pelissier kam bald darauf nach Algier. Wie groß die Sehnsucht der Algerier nach ihrem neuen Gouverneur in der That war, geht aus dem Umstande hervor, daß die Plakate, welche die Ernennung des Marschalls den beglückten Arabern verkünden sollten, aller Orten herabgerissen wurden und Symptome von Unruhen sich kund gaben. Die französischen Truppen begrüßten die Ankunft Pelissiers als sichern Vorboten ernstere und thatenreicher Ereignisse. Unmittelbar nach seiner Ankunft hielt der Marschall Reue über die Truppen. Diese riefen begeistert ihr „vive l'empereur!“ und „vive le maréchal Pelissier!“ Doch der also freudig begrüßte Feldherr ritt in der drückendsten Sonnenhitze eines afrikanischen Himmels ohne Kopfschattung und mit zur Erde gesenkten Augen; mit einem Male richtete er sein Haupt empor, sprengte auf einen Fahrenträger zu, ergriff dessen Standarte und rief: „Vorwärts! zum Sturme!“ Auf dieses Kommando wirbelten die Trommeln, es schmetterten die Trompeten, die Geschütze donnerten, jene entsetzliche Raserei, welche die Kämpfer in dem Momente zu besessen pflegt, da sie den Tod und Verderben verbreitenden Feuerschlünden entgegenstürmen, durchzuckte die Colonnen. [Da brach der Befehlshaber bewußtlos in sich zusammen. Die Generale brachten die Reihen in Ordnung und der Marschall wurde in seinen Palast geführt. Kaum hatte er ein Bewußtsein wieder erlangt und erfahren, was vorgefallen war, ergriff ihn eine unbeschreibliche Wuth. „Wer hat es gewagt“, rief er, „meinem Commando zuwiderzuhandeln. Man nenne mir die Namen.“ Man bezeichnete ihm diese. Mehrere Generale und Oberste wurden vor ein Kriegsgericht gestellt und eine strenge Untersuchung ward über den Vorfall eingeleitet. Da erging von Paris aus der Befehl, die Untersuchung zu unter-

drücken. Der Marschall protestirte dagegen und drohte, im Falle man darauf bestände, seinen Marschallstab aus den Händen zu legen. Eine Katastrophe, entscheidend für das Schicksal einer großen Provinz, war im Anzuge, als die Klugheit und Nachgiebigkeit Napoleons einen Ausweg fand. Niemand, so hieß es, könne Richter und Partei in einer Sache sein; die dem Marschall persönlich zugefügte Kränkung könne nur vor einem Schiedsgerichte unter dem Voritze des Kaisers ausgetragen werden, daher die Schuldigen nach Paris zu beschicken sind. Der Marschall gehorchte. Man hat nie gehört, welche Strafe die Reuigen erduldet haben. Dieselben avancirten vielmehr rasch aufwärts und ihre Regimenter wurden aus Afrika gezogen.

Dieser Vorfall beweist, welchen großen Werth der Kaiser auf seinen Marschall legt, wie er es versteht, seinen Kaunen aus dem Wege zu gehen, man kann aber auch darnach ermeßen, von welcher Art die Instruktionen sind, welche der Marschall nach Algier mitgenommen hat, man erräth leicht das Schicksal, das Jenen bevorsteht, die es wagen, sich dem energischen, unerbittlichen Manne und seinem unbeugsamen Willen entgegenzustellen. Die Ereignisse in Algier müssen einen sehr bedenklichen Charakter angenommen haben. Zwar schweigt der „Moniteur“, aber es ist ein öffentliches Geheimniß, daß der Kaiser vor einer Woche, während er einer Theatervorstellung beiwohnte, eine Depesche erhielt, welche, im Pelissier'schen Style abgefaßt, am selben Tage den Weg nach London fand; sie lautete: „Sire! Diese Araber sind unverbesserlich, ich brauche 40,000 Mann, es wird viele Tode geben, es gilt, ein Exempel zu statuiren.“ So die N. W. Ztg. Pelissier wurde fast 70 Jahr alt. Napoleon hat seinen Verlust tief empfunden.

Malhan schildert die Grotten von Fresschieh, mit denen Pelissier's Name vor jetzt 19 Jahren zuerst durch ganz Europa hallte. In diese Grotten hatte sich nach Unterwerfung der Stämme im Dahra der ganze Stamm der Beni Ramah mit Weibern, Kindern, Haushieren geflüchtet. Pelissier beschloß, den Stamm, der selbst jetzt noch auf seine Leute von diesem Versiecke aus geseuert hatte, zu Paaren zu treiben. Malhan schreibt: „Das Holz und Stroh, welches Pelissier rings um die Öffnungen häufen und anzünden ließ, entsandte bald seine erstickenden Dämpfe in's Innere der Höhle, welche diesem Stamme zum Aufenthalte diente. Das Brüllen der Thiere, das dumpfe Stöhnen der Männer, das Wehklagen der Frauen und das grelle, ächzende Geschrei sterbender Kinder ließen sich bald vernehmen. Dazwischen tönte hier und da aus dem Innern der Grotte ein Schuß hervor: vielleicht, daß einer dieser dem Tode geweihten sein Leben durch eigene Hand zu beendigen vorgezogen hatte. Allmählich wurde es stiller. Ein letztes helles Aufwachen eines edlen Kerkers, ein letzter röchelnder Fluch eines sterbenden Helden, und es war vorbei — Todtenstille herrschte in den Grotten von Fresschieh!

„Schrecklich war das Schauspiel, welches sich am andern Morgen der auf Pelissier's Befehl in die Höhle zuerst eindringenden Ingenieur-Kompagnie darbot: am Eingange lagen zwei halbverkohlte Stiere, deren Häupter die Araber mit ihren Bur-nussen umwickelt hatten, wahrscheinlich, um der Wuth dieser vom Feuer toblich gemachten Thiere ein menschliches Ziel zu ver-

bergen. Daneben kauerte die Leiche einer Mutter, welche allem Anschein nach der Tod ereilt hatte, während sie ihr Kind gegen die Brust eines dritten Stiers vertheidigte: denn noch hielt sie die Hörner des Thieres mit beiden Händen umfaßt. Hier lagen Körper, die der Todeskampf schrecklich verzerrt hatte und deren Munde noch ein schwarzer, halb geronnenener Blutstrahl entquoll. Dort ruhte der ehrwürdige Scheiß des Stammes, ohne Zweifel von der Wucht seines eigenen Renners, unter dessen Leiche die seinige gefunden wurde, erdrückt. Zwei Liebende hatte der entsetzliche Tod Arm in Arm erreicht. Da lagen sie, in einander geschlungen, ein Bild des Friedens und der Poesie mitten in dieser gräßlichen Scene! Den Ausdruck des Grauens und entsetzlichsten Jammers hatte das unglückliche Leiden auf den Gesichtern aller Sterbenden hervorgerufen, und diesen Ausdruck hatte der Tod auf ihren Zügen festgebannt.

Dort lag ein unglückliches Mädchen, dessen Stirn sich der Huf eines wüthenden Araberhengstes aufgeprägt hatte. Dem Thiere, welches, im eigenen Todeskampfe wahnsinnig um sich trottend, ihren Tod verursacht hatte, ruhte die junge Araberin halb verbrannt zur Seite. In dem tiefften Winkel der Grotte fand man die erstikte Leiche einer alten Frau, welche noch einen Krug Wasser an ihren Mund zu halten schien. Ihre Arme waren nicht gesunken, denn die Alte kauerte in einer solchen Stellung, daß sie die Ellenbogen auf einen Felsvorsprung stützte. So hatte sie der Tod erreicht, als sie eben, durch Blammen und Rauch von verzengendem Durste gepeinigt, das labende Naß den Lippen nähern wollte. Pferde und Männer, Frauen und Kämmer, Kinder und Ziegen, Waffen und Gewänder, Alles lag verbrannt, zerstückelt oder eingestrichelt in grauer, wahnsinniger Unordnung auf dem vom Rauche geschwärzten Boden da. — So hatte der Stamm der Beni Ramah geendet!“

Schule der Weisheit.

[Andacht aus Etiquette.] Bei dem sogenannten Salus an den Donnerstags- und Sonntagsabenden zu Paris waren die Emporbühnen immer dicht mit Damen besetzt, weil der König Ludwig XIV. selten fehlte. Doch war fast keine einzige zugegen, wenn man bei guter Zeit wußte, daß der König nicht kommen würde. Dieses verdroß den ebenso talentvollen als schlichten Brissac, Major der Garde-du-Corps, und er spielte den Damen folgenden Streich.

An einem Abende sollte der König ebenfalls zur Kirche kommen. Die Gardien waren auf ihren Posten, die Damen an ihren Plätzen, und unter dem Vorwande, ihre Horen zu lesen, im Wahrheits aber, um desto besser bemerkt zu werden, hatte jede einen kleinen Wachstoch vor sich. Da erschien der Major in der hohen Loge des Königs, hob den Stoch in die Höhe, und rief mit lauter Stimme: „Schildwachen zurück! Der König kommt nicht.“ Die Schildwachen gehorchten, unter den Damen entstand ein Gelächter, ein Wachstoch nach dem andern wurde eingeworfen, und alle schlichen sich hinweg, die Herzogin von Guise und die Frau von Dangeau ausgenommen. Brissac hatte einige Wachtmeister an die Ausgänge gestellt, um die Schildwachen aufzuhalten und sie wieder auf ihre Posten zu

schießen, sobald die Damen weit genug entfernt wären, um es nicht zu merken. Unterdessen kam der König, wunderte sich, die Kirche leer von Damen zu finden und erkundigte sich nach der Ursache dieser Erscheinung. Beim Weggehen erzählte ihm Brissac, was er gethan, und würzte seine Erzählung mit Anmerkungen über die Pseudofrömmigkeit der Hofdamen. Der König und jeder, der den Streich hörte, lachte herzlich darüber. Die Damen aber verfolgten den Major mit grimmigem Hasse, und — er wurde später vom Hofe entfernt.

Die Rahe der Christen.

Der Senator Volumnius war seit einem Monat aus seinem Palast verschwunden. Trotz der eifrigsten Nachforschungen, die seine Gattin Terentia anstellen ließ, konnte man über die räthselhafte Abwesenheit nicht die mindeste Aufklärung erhalten. War Volumnius in die Liber gestürzt, als er halb berauscht von seinem freigelassenen Flavius heimkehren wollte? War er von Räubern angefallen worden, denen es nach den kostbaren Ringen an seiner Hand, nach dem Gold in seinen Taschen gelüsten mochte? Am Ende trug der Cäsar selbst die Schuld an dem Verschwinden; denn der Herrscher beneidete den Unterthanen um dessen unermesslichen Reichtum, welchen er gerne längst schon eingezogen hätte. Oder vielleicht hat Volumnius, der seit einiger Zeit vergeblich gegen eine tiefe Schwermuth ankämpfte, selbst seinem Leben ein Ende gemacht? — Dies waren beiläufig die Vermuthungen und Befürchtungen der zurückgebliebenen Freunde und die Erben des Senators freuten sich bereits im Stillen der wegen ihrer Länge bedenklichen Abwesenheit. Terentia allein war tief bekümmert; denn sie liebte ihren Gatten und wußte sich auch von ihm geliebt. Er war übrigens auch kein unedler Character und von weit größerer Tiefe der Empfindung, als es bei seiner ungeordneten Lebensweise scheinen möchte. Er langweilte sich: das war sein Hauptfehler. Nichts auf dieser Welt hielt er einer Anstrengung werth; sein Reichtum, die Unmöglichkeit, einen Wunsch zu fassen, dem nicht Erfüllung auf der Ferse gefolgt wäre, erregten in ihm eine Art Ungeduld, die sich oft bis zum Widerwillen steigerte. An ein zukünftiges Leben dachte er kaum: Pluto, Proserpina, Minos, die Parzen, all' die angeblichen Gottheiten, die dem heidnischen Volk ein Schreckbild waren, schienen ihm ein Unding und mittheilend lächelte er über den Wahn. Auch an den Lehren der Philosophen — er hatte sie aus wissenschaftlichen Interesse studirt — hing er weder mit dem Geist noch mit dem Herzen.

Nur ein Ding hatte in das Leben des gelangweilten Reichen einige Abwechslung gebracht: das war sein Haß gegen die Christen. Er wußte sich über denselben eigentlich keine Rechenschaft zu geben; ohne die christlichen Dogmen zu prüfen, hatte er sich der öffentlichen Meinung angeschlossen, deren Geschäftigkeit gegen die neue Religion alles Maß überstieg. Volumnius sah in den Christen eine der bürgerlichen Gesellschaft feindliche Secte und versprach sich von ihrer Verfolgung einen guten Zeitvertreib.

Einen Monat nach dem Verschwinden ihres Gatten hatte Terentia, die keinen Schlaf finden konnte, lange vor Sonnenaufgang ihr Lager verlassen und wandelte in ernstem Nachdenken unter den Platanen ihres herrlichen Gartens. Da hörte sie plötz-

lich Schritte: es öffnete sich ein Pfortchen, das vom Feld in den Garten führte und herein trat ein bleicher, hagerer Mann. Mit raschen Schritten ging er auf die Erschrockene zu, die in ihm den Schatten ihres geliebten Volumnius zu erblicken meinte, und schloß das sträubende Weib in seine Arme.

„Theure Terentia,“ sagte er, „beruhige Dich. Ich bin ja Dein Gatte Volumnius. Und scheine ich Dir auch schwach und krank, so bringe ich doch die herrlichste Gesundheit von meiner langen Abwesenheit zurück. Möchtest auch Du Dich bald so kräftig fühlen können!“

Terentia, die sich kerngesund dünkte und in Volumnius fast einen vom Tode Erstandenen zu sehen glaubte, wußte sich seine Worte nicht recht zu deuten und fing an, für den Verstand ihres Gatten zu fürchten. Doch wie unbegründet war diese Besorgnis!

„Es ist heute gerade ein Monat verflossen,“ begann Volumnius zu erzählen, als seine Frau ihn mit Fragen bestürmen wollte, „daß ich meinen freigelassenen Flavius verließ, der jetzt zu den reichsten Männern Rom's zählt. Mit verächtlichem Auge blickten wir auf die kostbaren Gerichte, mit denen unser Tisch besetzt war; die feinste Kochkunst vermochte es nicht mehr, unsern überreizten Gaumen zu befriedigen und nur die Weine fanden noch unsern Beifall. Laß mich Dir mit Erröthen gestehen, daß ich am Schluß der Tafel meiner Sinne nicht mehr ganz mächtig war. Doch, wie es auch bei Träumen zu gehen pflegt, war mir etwas von meinen sonstigen Gedanken zurück geblieben. Wir sprachen viel von den Christen, dieser Geißel des Reiches, den Verächtern der Götter; ich theilte meinen Tischgenossen mit, wie ich den Verstand dieser Menschen ausgespürt zu haben dachte und versprach sogar den ungläubigen Zuhörern, den obersten Priester der Christen, Felix, am folgenden Morgen dem Prätor zuzuführen; darauf trennte sich die Gesellschaft.

„Ganz allein wandelte ich der Pyramide des Cestius zu. Es war eine herrliche Nacht; Mond und Sterne erglänzten an einem wolkenlosen Abendhimmel und in den am Wege liegenden Landhäusern sangen die Nachtigallen süße Melodien. Auf der Straße war alles Leben erstorben; nur hie und da begegnete mir ein sabinischer Landmann, der, sein Saumthier vor sich hertreibend, in seine Berge zurückkehrte. Durch die Kühle der Nacht wieder einigermaßen zur Besinnung gebracht, glaubte ich, auf der Höhe eines Weinberges angelangt, den Ort wiedergefunden zu haben, wo mir zu wiederholten Malen Personen begegnet waren, deren geheimnißvolles Wesen verdächtig schien. Vielleicht war ich der Höhle der verhafteten Christen ganz nahe gekommen. — Ich erfreute mich schon an dem Gedanken, mit Hilfe der Prätores am kommenden Morgen die christlichen Priester sammt ihren Jüngern wie in einem Netz zu fangen und durch einige am Rande des Weinberges vorübergleitende Menschenschatten in meiner Vermuthung bestärkt, schlich ich, vorsichtig spähend, weiter. Da — mit einem Male wankte der Boden unter meinen Füßen und ich stürzte in die Tiefe; von Kopf und Händen quoll mein Blut herab und bald verlor ich das Bewußtsein. Wie lange dieser Zustand gedauert, ich weiß es nicht; als ich wieder zu mir kam, ohne jedoch die Augen aufschlagen zu können, hörte ich ein Geflüster von mehreren menschlichen Stimmen und ich fühlte mehr als ich es wissen konnte, daß ich mich in einer zahl-

reichen Versammlung befand. Eben sprach ein Mann, dessen Stimme mir wohlbekannt schien: es war die des Priesters Felix. Du weißt wohl, daß Felix, einst mein Schulgefährte zu Athen, vor etwa zehn Jahren seinen sehr beträchtlichen Reichtum den Armen geopfert hat, daß er ein Anhänger des neuen Glaubens wurde und jetzt sogar die oberste priesterliche Würde der christlichen Kirche bekleidet. Niemand hatte so wie er meinen Zorn und zugleich mein Mitleid erregt. Es schien mir unbegreiflich, daß ein Mann wie er: reich, vornehm und von vorzüglicher Bildung, überdies ein eifriger Hörer der Philosophen, den Aberglauben, wie ich dafür hielt, der Christen theilen konnte; ihn verfolgte ich am Allermeisten.

„Und nun sah ich mich plötzlich verwundet, wehrlos, inmitten einer Versammlung von Fanatikern — wie ich glaubte — welchen Felix zu gebieten hatte! Ich hielt mich verloren und dachte mir, daß man sich eben über die Art der Rache berathen wolle, der ein so eifriger Verfolger ihres Glaubens, wie ich, zweifellos verfallen wäre. Es schien mir die Angst vor einem langamen, qualvollen Tod die Zunge lösen zu wollen und eben wollte ich den Mund öffnen, um mir wenigstens ein schnelles Ende zu ersuchen, da erhob Felix seine Stimme. In vorwurfsvollem Ton sprach er zu einem Jüngling:

„Wie kannst du, Lucius, der du dich einen Christen nennst, einen Vorschlag thun, der die Wahrheit und die Barmherzigkeit verletzt? Wenn wir Volumnius in seinen Palast zurückbringen, den Ort, wo wir ihn fanden, fälschlich bezeichnen, so ist das eine Lüge und eine solche verbietet uns unsere Religion. Ferner meint unser Arzt, es wäre sehr bedenklich, den Kranken in seinem gegenwärtigen Zustand einer Anstrengung auszusetzen. Volumnius zählt allerdings zu unsern bittersten Feinden; es ist wahrscheinlich, daß er mit der wiederkehrenden Besinnung den Ort unserer Zusammenkünfte erkennt und gelegentlich Cäsar's Truppen hierher lenkt . . . Aber was thut's. Gott, dessen Gebot wir beobachten wollen, indem wir uns lieber den größten Gefahren aussetzen, als gegen die Pflichten der Barmherzigkeit und Wahrheit zu verstoßen, wird uns beschützen. Gehen wir als Opfer — nun so gelten sie Ihm.“

„Verzeihe mir, Felix,“ rief der junge Mann bewegt, „daß ich auf meine Pflichten vergessen konnte. Lasse mich meinen Fehler wieder gut machen; gestatte mir, daß ich unserm Arzt zur Seite stehen, daß ich den Verwundeten pflegen darf, wenn jener unsere kranken Brüder besucht.“

„Es wurde noch viel Anderes gesprochen und ich fühlte das allmähliche Wiederkehren meiner Kräfte. Meine Wunden, das bemerkte ich erst jetzt, mußten früher verbunden worden sein und als ich endlich meine Augen öffnen konnte, lächelte mir der Blick des zu mir niedergebeugten Arztes entgegen, der auf mein erstes Lebenszeichen zu laufen schien.

„Ich konnte es kaum fassen, wie diese Männer, denen einer ihrer ärgsten Feinde, wie es schien durch eine Zulassung des Himmels, wehrlos in die Hände gefallen war, nicht nur jede Rache verschmähten, sondern aus Besorgniß für meine Gesundheit mich zurückbehielten, mich wie einen der Ihrigen pflegten und jedes Opfer, das mein Zustand zu fordern schien, mit Freuden brachten. Wie hatte man die Christen verleumdet!

„Der erste Gebrauch, den ich wieder von meiner Zunge machen konnte, galt meinen Rettern: Ich bin Euer Feind, sagte ich, oder eigentlich, ich war es. Aber so elend bin ich nicht, als Ihr glauben mögt. Nie soll, ich schwöre es Euch, ein Wort über meine Lippen kommen, das Euch Schaden bringen könnte. . .

„Mein Arzt winkte mir jetzt Schweigen zu, weil er besorgte, das Sprechen würde mich zu sehr ermüden.

„Ich fände kein Ende, wenn ich Dir die rührende Sorgfalt schildern sollte, mit welcher Felix, der Arzt, der kleine Lucius und die Anderen mich Unwürdigen umgaben. Während der vielen Wochenstunden meiner langsam fortschreitenden Genesung, auf meinem Binsenlager ausgestreckt und den treuen, unermüdlischen Lucius zur Seite, forschte ich begierig nach der seltsamen Religion, deren Wirkungen ich anstaunen mußte. Er sagte mir solche Wunderdinge von der Lehre Christi — ohne mir übrigens die Tiefe der Glaubensgeheimnisse zu erschließen — daß ich eine brennende Sehnsucht empfand, über eine Lehre, die mir die vollkommenste Philosophie schien, gründlicheren Aufschluß zu erhalten. Und Felix, dem mein Wunsch nicht fremd blieb, verschmähte es nicht, mich als seinen Schüler aufzunehmen. Mit höchster Theilnahme und Ehrfurcht lauschte ich den Worten meines einzigen Schulgefahrten und endlich fiel der klare Strahl der Erkenntniß in meines Herzens Nacht. Nun ich wußte, daß im Christenthum die Wahrheit sei, verließ ich die Katafomben nicht mehr, als bis ich durch den Empfang eines Gnadenmittels, das meine Brüder die Taufe nennen, in ihre Kirche aufgenommen war. Als Christ komme ich wieder zu Dir zurück, Terentia; nichtst auch Du bald meinem Beispiel folgen können!“

Terentia hatte eine reine Seele, einen geraden Geist; sie sagte:

„Wenn bei den Christen die Wahrheit zu finden ist — und ich habe es gerne voraus, da sie so gut sind und Du zu ihnen gehörst — wünsche ich nichts sehnlicher, als mich ihnen anzuschließen. Aber wer soll mir ihre Lehre offenbaren?“

Voluminius erwiderte: „Lasse Dich unterrichten.“

„Durch wen?“

„Durch mich. . .“

Und während langer Wochen, da die Freunde schon längst gekommen waren, um zu der Heimkehr des Voluminius ihre herzlichsten Glückwünsche abzustatten, war der neue Christ unabsichtlich bemüht, Terentia für seine Lehre zu gewinnen. Felix kam selbst, um das Gedeihen der glücklich begonnenen Erziehung zu übern und dieser, so zu sagen ursprünglichen christlichen Seele die Weihe der Taufe zu erteilen.

Im kommenden Jahr brach eine heftige Christenverfolgung aus; man verdächtigte auch die zwei Gatten; denn Voluminius war ein wohlwollender, mäßiger Mann geworden, Terentia behandelte ihre Sklavinnen mit einer Sanftmuth, die alle Römerinnen emporhebt und Beide pflegten mit eigenen Händen häufig arme Kranke. Man führte sie vor Gericht und forderte von ihnen ein Opfer zu Ehren Jupiters; allein sie verweigerten es und bekannten sich als Christen. Ihrem irdischen Sein war durch dies Bekenntniß der Lebensfaden abgeschnitten; sie endeten im römischen Circus unter den Zähnen wilder Thiere — aber ihre Seelen schwebten himmelwärts.

Vermischte Nachrichten.

Glogau. In Milbau ist bekanntlich ehemals den Protestanten katholischer Seite gestattet worden, einſtweilen in der katholischen Kirche ihre Sonntagsandacht zu verrichten. Aus dem „Einstweilen“ machten sie einen „fortwährenden“ Mitgebrauch der Kirche, und schließlich aus dem Mitgebrauch, der tolerirt wurde, ein „Besitzrecht.“ Da ihr Verhalten in letzter Zeit die Katholiken verletzete, so wurde ihnen der Standpunkt klar gemacht und ihnen das Gastrecht entzogen, worauf sie den Weg der Klage betraten. In dem anberaumten Termin am 31. Mai erkannte der Gerichtshof zu Glogau zunächst auf Abweisung der Kläger, da sie sich zur Anstellung einer „Besitzstörungsklage“ nicht legitimirt hätten. Durch die, wie der öftere Erfolg gezeigt, übel angebrachte und nicht einmal fischengrundfähig zu rechtfertigende Ueberlassung katholischer Kirchen und Kirchhöfe zum Mitgebrauch an Protestanten ist in Schlesiens viel katholisches Eigenthum verbunkelt oder ganz verloren gegangen, und die an unrechter Stelle geübte Gefälligkeit hat für die kathol. Kirche die nachtheiligsten Folgen gehabt. Tausend Schwierigkeiten wären jetzt gar nicht vorhanden, wenn nicht eine falsche Toleranz sie herausbeschworen hätte. Man kann Abergläubigen im Leben alle Milde und Liebe angedeihen lassen, ist aber nie berechtigt, kirchliche Rechte aus Toleranzrücksichten zu gefährden. Wo dies geschieht, wird jedesmal der Grund zu spätern Kämpfen und Bedrängnissen gelegt, in denen die Kirche um ihr Recht und selbst ihre Existenz zu streiten hat. Hätte eine im Glauben verbunkelte Zeit z. B. nicht die noch im vorigen Jahrhundert durchaus übliche kathol. Praxis bei gemischten Ehen unter die Füße getreten, so hätte kein Drost und Dunin auf der Festung das kathol. Recht zurückfordern und die Toleranzsünden der Vorzeit büßen dürfen; wären viele Bischöfe in Frankreich und anderweit zu ihrer Zeit nicht höfisch gewesen, so hätte der Staat sich nicht ein Quasi-Kirchenregiment anmaßen und die Kircheneinheit durch Gallicanismus und Josephinismus lockern können. Die falsche Toleranz und schwächliche Nachgiebigkeit versetzen die Kirche beständig in den Kriegszustand und machen sie zur ecclesia pressa, zum Fußschmel ihrer Widersacher.

Münster. (Der Lamberti-Thurm, das Wahrzeichen von Münster), der an seiner Spitze jene eisernen Körbe trägt, in welchen der Wiedertäufer-König Johann von Leyden sammt seinen Gefellen, Knipperdolling und Krechting, vor ihrer Hinrichtung gefangen im Lande herumgeführt wurden — wird fallen. Nicht plötzlich, Kirche und Häuser zerstörend, sondern regelrecht. Wiederholte gründliche Untersuchungen haben die Baufälligkeit des Thurmes außer allen Zweifel gesetzt, namentlich herausgestellt, daß seine oberen Stodwerke aus ungleich schwererem Material als die niedern gebaut sind, daß auch die Holzkonstruktion nicht, wie man bisher geglaubt hat, eine organische, die Umfassungsmauern mit haltende und stützende ist, sondern aus vollständig getrennten, nach einander gebauten Theilen besteht, und daß sie am allerwenigsten geeignet ist, die stets vorschreitende, jetzt schon über 4 Fuß betragende Abweichung des Thurmes vom Kopfe zu verhindern. Die Gefahr endlich, welche mit einer Reparatur des Thurmes verknüpft ist, wenn dies ein-

mal an der Spitze und den beiden oberen Stockwerken in größtem Umfange nöthig werden sollte, was mit der Zeit unausbleiblich, haben den Kirchenvorstand bestimmt, auf die Gutachten von kompetenten Sachverständigen hin den Abbruch dieser Theile vorerst zu bewerkstelligen.

Selgoland. (Seefabett Bielöky.) Dem gefallenem Kadetten Bielöky wurden auf dem „Kadeßky“ durch eine Kanonenkugel beide Füße weggerissen. Auf's Deck niedergestürzt, raffte er sich auf und wollte sich selbst, ohne eine Klage auszustoßen, zum „Achter“ (hinteren Theil des Schiffes) schleppen. Die Unmöglichkeit einsehend, ersuchte er einen Matrosen, er solle ihn doch aus dem Wege räumen, da er selbst dies nicht könne, und da nur incommode. Als er in der Matte in den Schiffsraum hinabgelassen wurde, schwang er vor dem Kommandanten die Mütze und rief: „Es lebe Oesterreich und sein braver Kaiser! Vivat!“ Alle Doctoren waren darin einstimmig, daß ihnen eine ähnliche Selbstverleugnung und Standhaftigkeit während ihrer langen Praxis noch nicht vorgekommen sei.

Mailand. Ein armes sechsjähriges Mädchen spielte vor Kurzem unter dem Thor seiner Wohnung, und kurze Zeit darauf verschwand es. Die Quästur, von der verzweifeltsten Mutter über das Verschwinden des Kindes unterrichtet, that ihre Schritte zur Auffindung desselben, aber umsonst. Vorgestern nun fand man das Mädchen schrecklich geschändet und mit abgeschnittenem Kopf auf einer der Stadt nahe liegenden Wiese. Wie man hört, soll die Polizei auf der Spur des Urhebers dieses Verbrechens sein.

In **Neapel** wurde im April an einem Stadthor (wie der „Monitor“ von Neapel erzählt) ein gelehrter und sehr glaubens-eifriger katholischer Priester von einem Jungwälschen aus Priesterhaß angefallen und so gemißhandelt, daß er acht Tage darauf eine Leiche war. Sein Begräbniß war außerordentlich feierlich, und aus dem gutgesinnten Volk der Straße, wo er wohnte, kamen an 2000 Mann zusammen, um öffentlich ein Zeugniß der Achtung gegen den Verstorbenen, seiner Verehrung des Priesterthums und seines Abscheues gegen die gottlose That abzulegen. Bei tausend Personen nahen sich vor dem Begräbniß dem Entseelten und küßten dessen kalte Hand.

Paris. Rossini, der 72 Jahre alt noch eine Messe componirt hat, die unlängst in Paris executirt, die günstigste Beurtheilung erfuhr, wurde seiner Zeit mehrmals an die Tafel des Fürsten Metternich gezogen. Dieser ließ bei solchen Gelegenheiten den Ernst des gewichtigen Staatsmannes bei Seite und liebte es, wenn man fröhlich war. Das Gespräch war auf die deutsche Musik gekommen, welche Rossini so hoch verehrte, daß

er äußerte, er könne nicht deutsch componiren, und da hat er denn dem Fürsten Metternich, er möchte ihm doch ein deutsches Lied vorsingen, daß er als Thema zu einer heroisch-tragischen Arie für seine neue Oper „Semiramis“ verwenden könnte. Anfangs lehnte der Fürst die Bitte ab und meinte, er könne sich auf keine passende Melodie besinnen. Indeß drangen wiederholt die anwesenden Damen in den Fürsten. Bereitwillig endlich flüsterte er seiner schönen Nachbarin die Worte zu: „Dem Italiener wollen wir einen recht heroisch-tragischen Streich spielen — Lieber Maestro,“ sagte er, ich kann mich nur auf ein einziges deutsches Lied besinnen, vielleicht können Sie davon Gebrauch machen; es ist eine Melodie des höchsten Schmerzes und der Verzweiflung. Darauf sang Fürst Metternich das einst in allen Spinnstuben gesungene Lied: „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht.“ Rossini war begeistert von der reizenden Melodie, und nahm sie als Thema, sowohl in der großen Arie mit Chor der „Semiramis“, als auch in der Duettüre. Ueberall machte die Melodie den tiefsten tragischen Eindruck, aber die Deutschen konnten nie begreifen, wie die Königin von Assyrien, während sie den Tod ihres Gemahls beweint, singen kann: „Freut euch des Lebens.“

Aus **Laval** schreibt man dem „Monde“: Wir hatten hier in der östlichen Zeit mehrere Befehungen, welche das Herz guter Christen erfreuen, unter anderen die des Herrn Dubois Fresnay, Vaters unseres früheren Deputirten, welcher öffentlich seinen Oestern hielt. Er hat seit seiner ersten hl. Communion, nämlich seit hundert Jahren, dieses Glück nicht genossen: er zählt jetzt 111 Jahre.

Unterzeichneter empfiehlt sich mit **Reisekoffern und Taschen**, sowie zur Anfertigung von **Polsterarbeiten** in und außer dem Hause.
S. Soglowe, Sattler u. Tapezierer,
[177] an der Sandkirche Nr. 3.

Eine geübte **Reisnätherin** empfiehlt sich den geehrten Herrschaften zur geneigten Beachtung. Auch können sich Mädchen, welche dasselbe lernen wollen, bald melden. Näheres Einhorn-gasse Nr. 3, 2 Treppen. [178]

Neue engl. Matjes-Heringe in sehr schöner Qualität, à Stück 1 Sgr., empfiehlt
Oscar Jos. Kaiser,
[179] am Neumarkt Nr. 27, im weißen Hause.

W. Prenß' Sargmagazin, Kupferschmiede-
Straße 35.

J. Schorske's Sargmagazin, Neumarkt 12.

Breslauer Börse vom 6. Juni 1864.

Freiw. Staats-Anl. 4½	—	Posener Pfandbr. 3½	—	Schles. neue Lit. B. 4	—	W. Weizen Schl. 60—67—73 Sg.
convert. v. 50 u. 52 4	95½ B.	do. do. 4	—	do. Lit. C. . . 4	100½ B.	G. Weizen . 60—64—68 .
Preuss. Anl. 1853 4	—	do. do. neue 4	95½ B.	do. Lit. B. . . 3½	—	Roggen . 43—44—46 .
Preuss. Anl. 55.56 4½	99½ G.	Schles. Pfandbr. 3½	93½ B.	Schles. Rentenbr. 4	99½ B.	Gerste . 35—39—41 .
Preuss. Anl. v. 59 5	106½ B.	do. Rustical 4	101 B.	Posen. Rentenbr. 4	96½ B.	Hafer . 29—30—32 .
Präm. - Anl. 1855 3½	124½ B.	do. do. 3½	—	Oesterr. Nat.-Anl. 5	70½ B.	Erbsen . 46—50—55 .
Staats-Schuldsch. 3½	90½ G.	Schles. neue Lit. A. 4	101½ B.	Oesterr. Banknoten	87½ G.	Kartoffeln . . Sack 26—36 .